

Abbau

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **16 (1932)**

Heft 11-12

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419707>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: „Muttersprache“, Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 5 Franken, mit Beilage 7 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Veranstaltung: Küsnacht (Zürich). Druck: E. Stück & Cie., Bern.

Abbau.

Früher erschien in der letzten Nummer eines Jahrgangs unseres Blattes etwa der Titel: „Der Schriftleiter leert seinen Kratten“ v. ä. Den Glauben, seinen Kratten je leeren zu können, hat der Mann schon längst aufgegeben; der Kratten ist voller als je, und zur Leerung würde ein ganzer Jahrgang nicht genügen. Er besteht aus drei Fächern eines Schreibtischaufsatzes; zwei davon sind gepropft voll, das dritte immerhin voll genug. Etwas Luft muß geschafft, etwas Abbau geleistet werden. Greifen wir hinein ins volle Sprachenleben.

In einem Fach liegt Sprachpolitisches, Grundsätzliches zur Sprachenfrage. Da berichtet in der N. Z. J. (1931, Nr. 2127) ein Leser unter „Entgleisungen“, die Lausanner Zeitschrift „Aujourd'hui“ (2. Jahrg. Nr. 99), das Blatt der ausgesprochen föderalistisch gesinnten Waadtländer Literaten, fordere unter der harmlosen Ueberschrift „Notes“ das Italien Mussolinis begeistert auf, sich des italienischen Volkstums im Tessin anzunehmen, nötigenfalls unter ... Einverleibung! Die vielen Tessiner, die dem von Norden eingewanderten goldenen Kalb zu Füßen lägen, müßte man vor sich selber retten. — Allerdings eine „Entgleisung“, nämlich auf die Bahn des ... Landesverrats.

Wir lesen im „Nieuwe Rotterdamsche Courant“ (22. 9. 32), der Niederländische Verband habe an die Vorstände der niederländischen Mittelstands- und anderer Vereinigungen folgendes Rundschreiben geschickt: „Es ist unserm Verbands aufgefallen, daß immer noch viele Ladeninhaber Aufschriften und Ankündigungen in fremden Sprachen gebrauchen, um ihre Waren anzupreisen. Wir glauben, daß das oft gar nicht in der Absicht geschehe, die Anziehungskraft zu verstärken, sondern aus bloßer Gedankenlosigkeit. Wir gestatten uns, Sie darauf hinzuweisen, daß solche Aufschriften um eines möglichen kleinen Vorteils willen zahlreiche Landsleute verstimmen, so daß sie an solchen Geschäften vorbeigehen. Wir ersuchen Sie daher, bei Ihren Mitgliedern mit Nachdruck darauf zu dringen, daß sie in ihren Geschäften nur niederländische Aufschriften und Ankündigungen benutzen.“ — Gesinnungsgenossen in Holland!

In den „Schweizerischen Blättern für Handel und Industrie“ (1931, S. 138) sind die Bundesbeiträge zusammengestellt, die sprachlichen Zwecken gelten: 30,000 Fr. für das schweizerdeutsche Idiotikon, zusammen 31,200 Fr. für das rätoromanische, das westschweizerische und das italienischschweizerische Wörterbuch (samt dem italieni-

schen Sprach- und Sachatlas); dazu 2500 Fr. für Schallplatten aus allen Mundarten. Dazu kommen ferner die 10,000 Fr. für die Erhaltung der romanischen Sprache, 66,000 Fr. für die Erhaltung der italienischen Eigenart des Tessins und der italienischen Bündnertäler und endlich noch 5000 Fr. für den „Thesaurus linguae Latinae“, das internationale Unternehmen eines lateinischen Wörterbuches. Es ist freilich mehr hüßig als wichtig, wenn das alles so zusammengefaßt wird: „Also für die Pflege unserer Mundarten nahezu 150,000 Fr. im Jahr.“ Sogar wenn man das Romanische nur als Mundart gelten lassen will, sind es nicht einmal die Hälfte; denn das Latein ist keine schweizerische Mundart, und in den mit jenen 66,000 Fr. unterstützten Kulturbestrebungen bedienen sich unsere Tessiner der italienischen Schriftsprache. Aber das ist nicht zu leugnen, daß von den 144,700 Fr. dem Deutschen, das über zwei Drittel unseres Volkes sprechen, bei weitem nicht einmal ein Viertel zukommt. Doch wir haben's und vermögens ja!

Im „Genfer Journal“ (1931, Nr. 60) steht unter „Chronique zuricoise“ die Frage: „Peut-on apprendre l'allemand à Zurich?“ Die Antwort beginnt mit der Feststellung, daß viele Welsche ihre Unkenntnis des Deutschen damit entschuldigen, man könne ja in der deutschen Schweiz ein anständiges Deutsch gar nicht lernen und das sei auch nicht nötig, da die Deutschschweizer ja alle Französisch könnten. Mit erfrischender Offenheit wird dieser zweite Grund ein Deckmantel welscher Faulheit genannt; der erste Grund treffe eher zu ... der Mundart wegen. Zur Besserung werde beitragen die Errichtung einer Welschenklasse an der kantonalen Handelsschule in Zürich, für deren etwa 20 Zöglinge man in Zürich schon genügend Familien finden werde, wo man nur „le bon allemand“ spreche. Das Schriftdeutsche wird also geradezu als Bindemittel zwischen Deutsch und Welsch empfohlen, während sonst das Schweizerdeutsche als Wall gegen die geistige Ueberfremdung von Norden her gepriesen wird ... wir haben wirklich etwas verwickelte Sprachverhältnisse. Vom selben Mitarbeiter ist übrigens kürzlich unser Volksbuch über sprachlichen Heimatschutz in der „Gazette de Lausanne“ (Nr. 314) sehr freundlich und verständnisvoll besprochen worden. Es ist wohl das erste Mal, daß unser Verein in diesem Blatte mit Achtung genannt worden ist; es brauchte geradezu etwas Mut beim Verfasser, und der Schriftleitung der „Gazette“ dürfen wir für die Aufnahme der Besprechung dankbar sein.

Wenn man bei uns von Weckend, Apotheke oder Konditorei spricht, so braucht man „deutsche Fremdwörter“;

Ausreden.

Das ist so gemeint: Wörter, die nun einmal, mit Recht oder Unrecht, dem deutschen Wortschatz angehören, die ziemlich allgemein gebräuchlich sind und mehr oder weniger allgemein verstanden werden. Etwas grundsätzlich anderes ist es aber, wenn man in sonst deutscher Rede aus fremden Sprachen stammende Wörter braucht, die noch nicht unserm Wortschatz angehören, die fast niemand kennt außer dem Kenner der fremden Sprache (Pharmacie, Pâtisserie). Wer sie braucht, braucht nicht nur Fremdwörter, sondern eine fremde Sprache. Nun lesen wir in einem Landblatte: „Ein Taschenkalendar, der uns täglich, ja stündlich unsere Verpflichtungen in Erinnerung ruft, bringt der Verlag Baumann & Co. in Erlenbach auf den Markt ... Die vollständig in der Schweiz hergestellte Neuheit heißt „Ever ready“ (immer bereit) ...“ An diesem vollständig in der Schweiz hergestellten Kalender ist also unschweizerisch, aber gänzlich unschweizerisch, bloß ... der Name. (Oder ist Englisch schon unsere vierte Nationalsprache?) Das ist ungeheuer bezeichnend. Die Bedeutung des Namens muß in Klammer beigefügt werden, Aussprache und Schreibweise werden Schwierigkeiten bereiten, ... macht alles nichts; der Erfolg des (übrigens etwas leichter verständlichen) „Ever sharp“ ließ dem vaterländisch gesinnten Verleger am Zürichsee keine Ruhe; die vaterländische Sache mußte einen englischen Namen haben, damit sie ganz schweizerisch war. Der Oberpatriot rechnet offenbar mit einem gewaltigen Absatz in England und seinen Kolonien und in „Usa“ (obwohl sie dort auch Kalender machen); die Seebuben und andern Hirtentkaben sollen sich drein schicken! Wenn aber dieser Kalender „uns täglich, ja stündlich unsere Verpflichtungen in Erinnerung rufen“ will, sollte er doch seine sprachlichen Verpflichtungen gegen seinen Nächsten nicht so vernachlässigen und ihm Verständnis und Verkehr möglichst erleichtern und nicht grundsätzlich erschweren. Von Verpflichtungen gegen seine Muttersprache wollen wir gar nicht reden; das verstünde dieser Helvetier doch nicht. Dagegen gibt es doch auch tägliche, ja stündliche Verpflichtungen gegen die Sprachlehre, mit deren Verletzung man sich vor einem ordentlichen Primarschüler lächerlich macht. J. B.: Ein Kalender ... bringt der Verlag ... auf den Markt! Man sollte nicht „der“ Werfall mit dem Wenfall verwechseln. Vielleicht ist's aber ein bloßes Versehen, das sogar der Setzer hätte verbessern dürfen, nach dem Grundsatz: Ever ready!

Es ist sehr erfreulich, daß Goethe auch in Paris gefeiert worden ist. An der großen Feier der Hochschule wurden, wie M. K. der N. Z. Z. berichtet (Nr. 821), zwei Jugendlidungen Goethes vorgetragen, „Prometheus“ und die „Hymne an die Natur“. Es ist zwar durchaus nicht ganz sicher, wie weit Goethe der Verfasser dieses schönen Hymnus ist; aber was daran nicht von Goethe ist, ist von unserm Landsmann, dem Zürcher Theologen Johann Christoph Tobler, der im Sommer und Herbst 1781 in Weimar mit dem Dichter verkehrte. Wir Schweizer wollen also zufrieden sein, hat man doch an der Pariser Goethefeier, wenn auch unbewußt, den innigen Zusammenhang der deutschen Schweiz mit dem übrigen deutschen Geistesleben gefeiert.

Das sind erst ein halbes Duzend Blätter aus dem ersten Fach; es liegen noch über hundert drin, und vom Abbau ist noch nichts zu spüren.

Durchsucht man den „Guide Suisse des Hôtels 1932“, so findet man darin für die Stadt Basel 25 Gasthöfe aufgezählt. Von diesen führen indessen nur 10 einen deutschen Namen; alle anderen prozen mit einem un-deutschen, in der Regel Paris abgequackten Titel. Prüft man hierauf die Namen ihrer Besitzer und Geschäftsleiter, so ist man erstaunt, nach dem Titellauterwelsch nur urchige deutsche Namen zu finden. Nur zwei machen davon eine Ausnahme, nämlich die Besitzer des „Italia“ und des „Central“.

Durchbummelt der Fremde die Stadt Basel, so stößt sein Blick überall auf ein üppiges Durcheinander französischer und deutscher Aufschriften, so daß ein Nordländer vermuten könnte, er befinde sich in einer sprachlich französisch-deutschen Grenzstadt wie Biel, Neuenburg, Murtten, Freiburg. Tatsächlich können solche Zweifel allerdings nicht wohl in ihm aufkommen; denn die Stadt und ihre Einwohner haben ein ganz und gar unfranzösisches Gepräge, was beileibe kein Fehler ist. Ja man darf wohl sagen, ohne merklich zu übertreiben, daß die Eigenart Basels in seinem schoffenen Gegensatz zu einer welschen Stadt liege. Die französischen Aufschriften sind äußerlich das einzig Französische an ihr, und auch das ist nicht einmal echt; denn es ist der bare Glücksfall, wenn man hinter diesen unzähligen französischen Aufschriften einmal einen waschechten Franzosen oder Welschen findet, außer es handle sich um das französische Konsulat und dergl.

Nach dieser marktschreierischen französischen Aufmachung erwartet immerhin der Fremdling, daß er in den Gassen, in den Kaufläden, in den Gaststätten und den vielseitigen Vergnügungstätten der Stadt dann und wann Französisch zu hören bekommen werde. Mein auch hierin erlebt er eine bittere Enttäuschung; es will sich einfach nicht geben, auch wenn er die Ohren sperrangelweit aufsperrt. Was er auffangen kann, ist ein Mißgeschick von Basler, Elsäßer und Markgräfler Mundarten. Erkundigt er sich nun verwundert, für wen eigentlich diese französischen Aufschriften bestimmt seien, so antwortet man ihm treuherzig: für die französische Kundschaft, Basel liege an der französischen Sprachgrenze. „Haben Sie oft französischprechende Kundschaft zu bedienen?“ fragte ich in einem Kaufladen. — Keine Antwort. „Sie haben mich doch verstanden?“ — Doch, doch. — „Nun, wie ist es denn?“ — Wiederum keine Antwort. Meine Wiffbegierde war offenbar als naseweis und widrig empfunden worden.

Udnerntags erledigte ich ein Geschäft in einer Buchhandlung und fragte dabei so nebenbei den Buchhändler, wozu die vielen französischen Firmenaufschriften dienten. Wiederum erhielt ich dieselbe Antwort: Basel liege an der französischen Sprachgrenze, die französische Kundschaft usw. Darauf bemerkte ich, das gesamte Hinterland Basels sei doch rundum deutschsprachig, und das erste französisch redende Dorf, Soyhières (deutsch Saugern), liege immerhin 35 Eisenbahnkilometer von Basel entfernt, und nebst dem bereits hinter dem Liesberg, also auf der von Basel abgewendeten Seite des Bergzuges und auf Berner Gebiet. Weder dieses ferne Dorf, noch Delsberg, geschweige denn das noch bedeutend abgelegener Bruntrut mit seinen reichhaltigen Kaufläden könnten eine so wichtige Kundschaft liefern, daß die Basler Ladeninhaber ihrerthalben sich eine französische Maske aufzusetzen brauchten; denn diese Leute, falls sie je einmal nach Basel reisen, wüßten ja zum vornherein, daß die Basler keine Fran-